

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 58=78 (1912)

Heft: 41

Artikel: Die Folgen

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-29734>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

LVII. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXVII. Jahrgang.

Nr. 41

Basel, 12. Oktober

1912

Erscheint wöchentlich. — Preis per Semester für die Schweiz Fr. 5. — Bestellungen direkt an Benno Schwabe & Co., Verlagsbuchhandlung in Basel. Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. — Inserate 35 Cts. die einspaltige Petitzelle.

Redaktion: Oberst U. Wille, Meilen.

Inhalt: Die Folgen. — Vorgeschichte des Balkankonfliktes. — Die deutschen Kaisermanöver. (Fortsetzung.) — Ausland: Frankreich: Kontingent 1912. — Vereinigte Staaten von Amerika: Heereshaushalt für 1913. — Brasilien: Rede des Präsidenten. — Eidgenössische Militär-Bibliothek.

Die Folgen.

Das Interesse für unser Wehrwesen, das der deutsche Kaiser durch seinen Besuch der diesjährigen Herbstmanöver bekundete, ist von jedermann als eine hohe Ehrung unserer militärischen Institutionen und unseres ehrlichen Strebens nach Kriegstüchtigkeit empfunden worden. Der Kaiserbesuch hat zur Folge gehabt, daß auch das übrige Ausland in noch höherem Maße, als dies früher schon der Fall war, mit Aufmerksamkeit unseren Uebungen gefolgt ist, um sich ein Urteil über das Genügen unseres Wehrwesens zu bilden.

Anerkennung nicht bloß für unser redliches Streben, sondern auch für das Positive, das bis jetzt erreicht worden ist, haben wir in reichem Maße geerntet.

Jetzt kommt es darauf an, welche Folgen das Lob und die Anerkennung für uns haben werden.

Bei dem gespendeten Lob wurde vielfach als Ursache dafür, daß wir trotz der kurzen Ausbildungszeit und dem Fehlen von Berufscadres so viel erreicht haben, auf die hohe militärische Veranlagung unseres Volkes hingewiesen. Diejenigen, die sich die Hebung unseres Wehrwesens als Lebensaufgabe gegeben, haben von Anbeginn an diese Veranlagung unseres Volkes geglaubt und auf sie gebaut und all ihr Streben und Arbeiten ging einzig dahin, sie frei zu machen von dem Wust und Unkraut, mit dem die Anschauungen von Jahrhunderten über den Wehrdienst friedlicher Bürger die Wehrtüchtigkeit unseres Volkes so umspinnen hatten, daß gar viele im Schweizerland glaubten, der dadurch geschaffene Zustand sei Eigenart der Miliz eines freien Volkes.

Die ganze Aufgabe für Erschaffung von Kriegstüchtigkeit lag und liegt zur Stunde noch darin, der wirklichen Eigenart unseres Volkes die Möglichkeit zu gewähren, die in der kurzen Ausbildungszeit und im Fehlen eines Berufscadres liegenden Mängel zu überwinden.

Groß waren und sind zur Stunde noch die Vorurteile, die dem entgegenstehen. Die einen glaubten nicht, daß man Anschauungen über das Wesen und

über den Betrieb des *vaterländischen* Wehrwesens überwinden könne, an die sich das Volk seit Jahrhunderten gewöhnt hatte und die ihm wohlgefielen, und die anderen wollten es nicht, weil sie in dem antiquierten Glauben befangen waren, freiheitliche Institutionen des Landes vertrügen sich nicht mit einem anderen Betrieb des Wehrwesens, und jene Zustände und Gewohnheiten, die unsere Miliz gleich wie die Bürgerwehren anderer Länder von den stehenden Heeren unterscheiden, seien Eigenart der Miliz.

Die mächtige Entwicklung unseres Wehrwesens zur Kriegstüchtigkeit beruht einzig in dem stetigen Zurückdrängen solcher falscher Anschauungen; nur dadurch bekam all das viele andere, was der Opfersinn des Staats und der einzelnen Bürger für ihr Wehrwesen tat, seinen Wert.

Niemand, der etwas davon versteht, und es ernst meint, wird zu behaupten wagen, daß jene falschen Anschauungen und Gewohnheiten heute keine Macht mehr hätten, und zu leugnen wagen, daß wir viel weiter auf dem Wege zum Ziel vorgerückt sein könnten, wenn nicht beständig mit diesen Widerständen gerungen werden müßte, und vielfach Rückschritt nur dadurch zu verhindern ist, daß man resigniert vor ihnen seine Reverenz macht.

Mächtigen Schutz fanden die falschen Ansichten und Gewohnheiten darin, daß gar viele in ihrem innersten Herzen überhaupt nicht daran glaubten, daß bei den militärischen Bestrebungen unseres kleinen Landes etwas Nützliches herauskommen könne. Dieser Zweifel, von dem abzubringen unsere Versicherungen allein niemals genügten, dürfte widerlegt sein durch die Beachtung, die unser Wehrwesen jetzt bei den großen Mächten gefunden hat; es ist zweifellos, unsere Wehrkraft setzen diese heute als einen beachtenswerten Faktor in ihre militärpolitischen Kalkulationen.

Daß jedermann heute erkennt, der Zweifel an der Möglichkeit, mit unseren Mitteln ein Vertrauen verdienendes Wehrwesen zu erschaffen, sei unberechtigt, das dürfte als die erste Folge der Beachtung und Anerkennung erwartet werden, die wir diesen Herbst in so reichem Maße gefunden haben.

Der Glaube an die Sache, allgemein und ganz besonders in den durch Bildung und Ansehen einflußreichen Kreisen, das ist dasjenige, was wir brauchen, damit endlich Zustände und Gewohnheiten keine Macht mehr haben, die weder mit der Miliz noch mit unseren demokratischen Zuständen das Allgeringste zu tun haben, und die nichts anderes sind, als Ueberbleibsel aus einer Zeit, wo bei Gestaltung des Wehrwesens ganz selbstverständlich war, daß das Erfordernis der Kriegstüchtigkeit gegenüber allen möglichen nichtmilitärischen Interessen zurücktreten muß. Wenn alle die ausländischen Fachleute, die uns in so reichem Maße Lob und Anerkennung gezollt und tadelnd eigentlich nur Unvollkommenheiten hervorgehoben, die spielend zu überwinden sind, sobald die rein militärischen Dinge nur noch vom militärischen Standpunkt angesehen und betrieben werden können, eine Ahnung von der Macht jener Anschauungen und Gewohnheiten hätten, ihr Urteil würde anders lauten.

Und doch ist dies Urteil zutreffend; wir dürfen uns über dasselbe freuen, aber nur, wenn wir in ihm den Beweis erblicken, daß wir das Ziel erreichen können und den richtigen Weg dahin eingeschlagen haben, als wir als Hauptsache erkannten, das angeborene soldatische Wesen unseres Volkes durch soldatischen Betrieb des Wehrwesens von all den üblen Anschauungen und Gewohnheiten frei zu machen, die es so lange Zeit überwuchert haben!

Unsere Truppen und Führer haben sich vor dem deutschen Kaiser und vor den kritischen Augen der ganzen Welt brillant gezeigt, das dürfen wir ruhig sagen, und wir dürfen darauf stolz sein. Aber täuschen dürfen wir uns darüber nicht; das was wir gezeigt haben, ist noch lange nicht so solide, daß es den Anforderungen des Krieges stand hält, die Anzeichen dafür treten überall und immer ganz deutlich zutage.

Aber diese Solidität können wir erreichen, und verhältnismäßig rasch ist sie erreicht, sobald dem nicht mehr entgegengearbeitet wird. Bevorzugung des Militärwesens gegenüber den anderen Aufgaben des Staates verlangen wir nicht; man mag uns kurz und knapp halten und jeder Ueberwucherung des Militarismus und allen Anmaßungen der Säbelraßler auf den Kopf treten. Dasjenige, was wir brauchen, ist ganz allein, daß innerhalb Gesetz und Vorschrift militärische Dinge nur vom Standpunkt der militärischen Interessen angesehen und behandelt werden, und daß nicht unklarer Wortlaut von Gesetz und Vorschrift oder unliebsame Vorkommnisse im militärischen Leben unüberlegt benutzt werden, um Anschauungen und Zustände zu erhalten, die sich mit dem Begriff der Kriegstüchtigkeit nicht vertragen. Nichts weiter brauchen wir, als ungestört durch falsche Anschauungen still und bescheiden, aber festen Schrittes die natürliche soldatische Veranlagung unseres Volkes nach dem Ziele führen zu können, an dem sie die Schwächen des Milizsystems überwunden hat und die solide Kriegstüchtigkeit vorhanden ist.

Wenn die allgemeine Freude über die Beachtung, die unser Wehrwesen gefunden hat, diese Folge hat, dann ist dies eine segensreiche Folge.

Sie kann aber auch eine ganz andere, eine sehr verderbliche Folge haben. Auf unsere gepriesenen soldatischen Tugenden tun wir uns viel zu viel zu gut und zwar zum Schaden unseres Wehrwesens. Mit diesem Mittel wird das Verfahren bekämpft, durch das die natürliche Veranlagung zu jenem Manneswesen entwickelt wird, das den Anforderungen des Krieges stand hält.

Das alles brauchen wir nicht, das ist fremdländisches Wesen, dies war die triviale Phrase, mit der die Erziehung von Truppe und Führer zu soldatischem Wesen, d. h. zur Kriegszuverlässigkeit, bekämpft wurde und mit der die Vorkommnisse als bedeutungslos behandelt wurden, die der ernste und gewissenhafte Sachkundige als unzweifelhafte Symptome des gänzlichen Fehlens der Kriegszuverlässigkeit schmerzlich empfand.

Gerade so dachten die armen Buren im fernen Afrika, die wahrlich noch mehr recht hatten, so zu denken, als wir, und die trotz vortrefflicher Veranlagung und hohem Patriotismus Freiheit und staatliche Existenz nun, und zwar wohlverdient, verloren haben, weil sie so dachten, und als freie Bürger all das perhorreszierten, das aus dem kräftigen wohlveranlagten Naturburschen einen kriegszuverlässigen Soldaten macht. — Als die Buren zu Anfang des Krieges gesiegt, wie wurde da von den Leuten dieser Denkweise bei uns gejubelt und auf diese Siege hingewiesen als Beweis, daß wir nichts brauchten als gut schießen und marschieren zu können. Und das geschah von Leuten, die nach ihrer Stellung ganz genau wissen konnten, wie bitter böse es gerade mit diesen beiden Dingen bei uns stand, und daß dies gerade seine Ursache darin hatte, daß man in dieser Denkweise nicht wagte oder nicht für notwendig erachtete, den Bürger im Wehrkleid zum Soldaten zu machen.

Das alles ist ja jetzt ganz anders geworden. Wir haben schon eingangs gesagt, alles, was wir jetzt sind, verdanken wir dem allmählichen Zurückdrängen solcher falschen Ansichten. Aber man darf sich nicht darüber täuschen, daß selbst unter denjenigen, die die Erschaffung soldatischen Wesens als die oberste Aufgabe ansehen, falsche Ansichten über die Erfordernisse dazu herrschen. Das ist die Folge unserer raschen und daher unvermeidlich vielfach lückenhaften und nicht auf den tiefsten Grund der Sache gedungenen eigenen Ausbildung. Wir erkennen nicht die Notwendigkeit, zuerst ein solides Fundament zu legen, bevor mit dem, die Bewunderung vor unserer Genialität hervorruhenden Bau in die Höhe begonnen wird und wir wollen nicht wissen, daß sich rasch in die Höhe bauen läßt, wenn einmal das solide Fundament gelegt ist. Und wenn wir diese Notwendigkeit auch in der Theorie voll und ganz anerkennen, so täuschen wir uns darüber, wann man so weit ist, in die Höhe bauen zu dürfen. Wir glauben nicht bloß, sondern wir wollen glauben, daß die

Sache schon da ist, wenn sie eben erst die Oberfläche zu durchdringen anfängt.

Das wollen wir glauben, weil das Obenüber verhältnismäßig rasch und leicht erreicht ist, weil vielerorts die eigene gründliche Sachkunde mangelt, um die Auszubildenden weiter darin fördern zu können und weil das Höhere auch viel interessanter ist. Wir gehen auf den Schießplatz, bevor dem Mann ein sicherer gleichmäßiger Anschlag einge-drillt ist und wir treiben Felddienst und Felddienst, bevor dem Mann jenes Wesen anezogen worden ist, das gestattet, ihm die Selbständigkeit und Selbst-tätigkeit anzuvertrauen, die der Felddienst erfordert. Wir glauben nicht und wollen nicht glauben, daß die meisten und sich immer gleich wiederholenden Mängel im Felddienst ganz allein ihren Grund darin haben, daß Führer und Truppe ungenügend zu Sol-daten erzogen worden sind.

Es sei nochmals gesagt, daß sich das alles gewaltig gebessert hat und daß ganz allein darauf der Standpunkt beruht, auf dem unser Wehrwesen sich jetzt befindet. Aber jene Optimisten, die glauben, daß sie jetzt genügend erreicht, weil es besser als früher ist, sind doch noch sehr zahlreich und die Gefahr ist groß, daß die Anerkennung, die die äußere Verfassung unserer Truppen gefunden, bei ihnen diesen falschen Glauben bestärkt.

Das ist die innere Gefahr, die unserer Armee durch falsche Einschätzung der uns gespendeten Anerkennung droht, sie darf als viel folgenswerer erachtet werden, als alle Erschwerung der Arbeit von außen.

Wir dürfen aus dem uns gewordenen Lob ganz allein nur erkennen, daß wir mit unserem Streben, die Ausbildung zu vertiefen, indem wir das Scher-gewicht auf die *Erziehung zum Soldaten* legen, auf dem rechten Wege sind und daß wir, dank der vor-trefflichen Veranlagung unseres Volkes, das Ziel trotz kurzer Dienstzeit und Milizcadres erreichen können. — Diese Sicherheit gibt Kraft und Lust zum energischen Weiterarbeiten.

Vorgeschichte des Balkankonfliktes.

Wien, 6. Oktober.

Der Balkan starrt in Waffen. Der Vierbund der christlichen Balkanstaaten steht gerüstet da, um der zur Abwehr bereiten Türkei noch einige Fetzen aus dem morschen Körper zu reißen. Eine unnatürliche Situation. Staaten, die politische Interessen und historische Erinnerungen trennen, haben der Politik ihrer Schwäche, die sie stets Weisungen von außen entgegennehmen ließ, abgeschworen und schicken sich an, mit vereinten Kräften ein Problem zu lösen, an das sich die mächtigsten Staats-kanzleien Europas stets nur zaudernd und ängstlich tastend herangewagt haben. Man möchte an eine Ursache dieser Krise glauben, die die kleinen Balkanstaaten in ihrer Existenz bedroht hat, und findet sie nicht. Um so interessanter ist es, den vielen Anlässen nachzu-

gehen, die die Militärkonvention Bulgariens, Serbiens, Montenegros und Griechenlands möglich gemacht und ihre Angriffslust provoziert hat. Eine wirkliche Vorgeschichte des aktuellen Balkankonfliktes zu schreiben, wäre ja überhaupt nur im Rahmen eines Buches möglich, denn sie müßte die umfangreiche Geschichte des Machtverfalls der Türkei behandeln und diese Historie beginnt schon mit dem Ende des 17. Jahrhunderts.

Die Anlässe, die unsere Darstellung wiedergeben will, setzen — das mag verwunderlich klingen — mit der Wiederherstellung des verfassungsmäßigen Regimes in der Türkei ein. Es waren die Jungtürken, die durch eine Militärrevolution im Sommer 1908 den Absolutismus brachen, indem sie alle Nationen des ottomanischen Reiches zur Arbeit mit vereinten Kräften aufriefen. Ihr politisches Programm lautete damals: „Verbrüderung der Mohammedaner mit den christlichen Völkern des Reiches bei Aufrechterhaltung der türkischen Suprematie.“ Um diese Suprematie war es ihnen, einer nationalistischen, zentralistischen chauvinistischen Partei, hauptsächlich zu tun, und so standen gar bald ihre politischen Taten einer Verbrüderung der Nationen im Weg. Die wiederholten Aufstände in Albanien und Arabien, sowie das geradezu hochverräterische Verhalten vieler ottomanischer Inselgriechen beim Erscheinen der italienischen Kriegsschiffe im ägäischen Meere gaben schon nach wenigen Jahren Beweise der verfehlten innern Politik des „Komitees“. Die äußere Politik der Jungtürken führte zur Unabhängigkeits-erklärung Bulgariens, neben anderen Ursachen zur Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich-Ungarn, sowie zum Kriege mit Italien. Ihre militärische Verwaltung ließ Lybien wirksamen Schutzes gegenüber der italienischen Angriffslust entbehren. Diese Mißerfolge, und als Anstoß die traurige Tatsache, daß die Armee im heurigen Sommer während eines Krieges mit einem äußeren Feinde im Innern (in Albanien) Krieg führen sollte, entfremdeten das Heer den Jungtürken, die damit ihre wichtigste Stütze verloren. Nur im Besitze der militärischen Macht hatten es ja die Jungtürken wagen können, im Frühjahr dieses Jahres Wahlen durchzuführen, die, was Vergewaltigung der öffentlichen Meinung anbetrifft, sogar die Wahlen in die russische Duma übertrafen. Die Armee sagte sich aber, als sie erkannte, wie nahe dem Abgrund die Komiteeleute das Vaterland gebracht hatten, von ihnen los. Des Gegners ledig, verwandelten die Albaner ihre Defensive in eine Offensive, die auf Saloniki abzielte. Noch immer wollten sich die Jungtürken nicht geschlagen bekennen. Da berief Sultan *Mohammed* nach mannigfachen vergeblichen Versuchen, einen geeigneten Großvezier zu finden, den greisen *Ghazi Mukhtar Pascha* an die Spitze der Regierung. Dieser löste, staatsstreichähnlich, die Kammer auf und schloß mit den Albanern Frieden. Die den mohammedanischen Albanern gemachten Konzessionen weckten den Neid der übrigen Nationalitäten. Uneinigkeiten im Schoße des Ka-